

»Auch der Journalismus hat eine Verantwortung«

Susanne Blumenthal

Sie waren in Donaueschingen 2022 die zweite Dirigentin, die dort je dirigiert hat. Haben Sie das Gefühl, Teil einer Veränderung zu sein? ... und ich bin auch nur eingesprungen, das muss man dazu sagen. Vorgesehen war eigentlich ein Kollege, der jedoch an Corona erkrankt ist. Aber ja, es ändert sich aktuell die Gesamtsituation für Dirigentinnen. Neulich war ich eingeladen bei einem Orchester, dessen Managerin mir sagte, ihr sei es im Nachhinein sehr unangenehm all die Jahre nie eine Frau eingeladen zu haben. Das hätte man früher einfach nicht auf dem Schirm gehabt. Dieses neue Bewusstsein für mehr Frauen am Pult ist erfreulicherweise nun vielerorts zu beobachten. Hier gibt es tatsächlich eine klare Veränderung. Andererseits ist der Weg hier aber nach wie vor recht lang: Gerade mal eine Handvoll Chefdirigentinnen bei über 130 professionellen Orchestern in Deutschland belegen dies eindrücklich. Da ist noch Luft nach oben.

Wie sieht es aus an den Hochschulen? Sie unterrichten ja auch. Da ist dieses Bewusstsein längst angekommen, dass viel mehr passieren muss. Das heißt leider nicht, dass sich von heut auf morgen die Strukturen ändern und dass plötzlich viel mehr Dirigentinnen in Wettbewerben auftauchen oder überhaupt die Entscheidung treffen, ein Orchesterdirigierstudium zu absolvieren.

Wo liegt das Problem, aus Ihrer Sicht? Das setzt für mich sehr früh an, eigentlich schon in der frühen musikalischen Ausbildung. Ich habe häu-

fig erlebt, dass Frauen eher daran zweifeln, ob sie das überhaupt können. Man muss da noch viel mehr unterstützend und vermittelnd hinarbeiten.

Also hat es mit der Sozialisation zu tun? Ich glaube ja: Das hat vermutlich mit den Schwerpunkten zu tun, die einem bereits im Kindesalter vermittelt werden. Dass man als Frau führt, ist ein Konzept, das Mädchen zwar immer mehr, aber unterm Strich doch noch zu wenig vermittelt wird. Hierauf können Soziolog*innen aber mit Sicherheit eine differenziertere und fundiertere Antwort geben

Aktuell studieren in Dirigatstudiengängen rund 37 Prozent Frauen. Das sieht erst einmal so aus, als würde sich die Verteilung ausbalancieren. Gleichzeitig gibt es aber keine 37 Prozent Chefdirigentinnen. Warum? Ich denke, ein ganz großes Problem ist unter anderem, dass der Job extrem schwer vereinbar ist mit dem Konzept Familie: Man fällt eben aus in einer Zeit, in der man sich zum Beispiel für Wettbewerbe vorbereiten müsste.

... bei vielen Wettbewerben gilt eine Altershöchstgrenze von 30. Eben. Und selbst wenn ein Wettbewerb gewonnen wurde, gilt es ja dann unbedingt dranzubleiben und sich eine tragfähige Reputation aufzubauen. Familienplanung kann da bestenfalls irgendwie mit Hängen und Würgen zwischen gequetscht werden. Für viele Frauen ist es sehr schwierig diesen Balanceakt zu bewerkstelligen. Man will ja eigentlich der eigenen Leidenschaft nachgehen und sich beruflich weiterentwickeln, aber ich kenne viele junge Frauen, die einfach nicht wissen, wie das im Kontext von Mutterschaft gehen soll.

Und der Wiedereinstieg ist sicherlich auch ein Thema. Absolut. Wenn man zum Beispiel ans Opernhaus geht und regelmäßig Abendvorstellungen hat, dann geht das nur, wenn einem jemand zur Seite steht, der all das mitträgt und sich um das Kind kümmert. Und selbst dann kann es noch zur regelrechten Zerreißprobe werden, die einen emotional sehr fordert.

Was wäre denn ein Lösungsansatz, aus Ihrer Sicht? Beispielsweise Dienstpläne, die zumindest temporär darauf Rücksicht nehmen und diese totale Verfügbarkeit eben nicht einfordern. Außerdem muss Mutterschaft selbstverständlicher werden. Es sollte kein großes Ding sein, wenn beispielsweise eine Dirigentin schwanger ist. Auch der Journalismus hat hier eine klare Verantwortung – zum Beispiel mit Dirigentinnen ganz normal über Musik zu reden und nicht immer wieder und wieder die ewig gleiche Frage zu stellen: „Wie ist es denn nun für Sie persönlich als Frau da vorne zu stehen?“ Offen gestanden kann ich diese Frage nicht mehr hören. Und auch zu diesem Interview habe ich mich nur schweren Herzens durchringen können. Ich erkenne eine gewisse Verantwortung für nachfolgende Dirigentinnen an, hier weiterhin das Bewusstsein in der Szene zu schärfen. Andererseits kann ich es kaum erwarten, endlich mal nicht mehr zum vermeintlichen Exotenstatus im Dirigierberuf befragt zu werden. Das muss wirklich dringend aufhören!

Wie nehmen Sie denn die Szene wahr, aus Ihrer Perspektive: Gibt es da eine Offenheit für Parität? Ja, absolut. Ich bin vorrangig in der Neuen Musik tätig. Hier arbeite ich mit Solist*innenensembles, die auf Augenhöhe arbeiten wollen mit dem- oder derjenigen, die da vorne steht. Das ist eine ganz andere Form von Dirigent*innenposition, die man da einnimmt. Und denen ist es völlig gleich, ob eine Dirigentin oder ein Dirigent vorne steht, solange die Zusammenarbeit gut funktioniert.

Aber auch da gibt es ja ab einem bestimmten Bekanntheitslevel nur wenige Frauen. Ja, das stimmt leider. Aber erstens ändert sich das gerade und zweitens ist es ist eben auch kein großes Ding, wenn eine Frau dirigiert. Von den Musiker*innen selbst ist eine absolute Offenheit da und auch ein Bewusstsein dafür. Das Thema wird problematisiert und es gibt klare Bestrebungen für mehr Parität. Der Neuen-Musik-Szene obliegt hier naturgemäß ein progressives Voranschreiten und das wird zum Glück auch immer nachdrücklicher in die Hand genommen.

Was meinen Sie mit »eine andere Form von Dirigent*innenposition«? Ganz generell gibt es auch von Sinfonieorchestern die Bestrebung, dass

man viel mehr partnerschaftlich arbeitet. Das Konzept des autoritären Maestros vorne ist überholt. In allen professionellen Orchestern haben die Musiker*innen ja unglaublich geackert, um dorthin zu gelangen und haben sich sehr unter Beweis gestellt – sie wollen sehr zu Recht wahrgenommen werden. Es gibt zwar keine demokratischen Strukturen, aber die Leitung vorne darf nicht mehr autoritär passieren. Vielmehr haben alle ihre Aufgabe und die Person vorne führt die einzelnen Stränge zusammen.

Was bedeutet das künstlerisch? Es geht nicht mehr darum, dass man von vorne das gesamte musikalische Konzept entwickelt und das dem Ensemble überstülpt. Man leistet gemeinsam Überzeugungsarbeit. Ein Beispiel: Als Stipendiatin habe ich mich bei einer Probe wegen einer Kleinigkeit, die falsch gelaufen war, beim Oboisten entschuldigt und gesagt, »Sie haben Recht, das sollte anders klingen«. Dann kam meine Mentorin alter Schule und wies mich zurecht: Man entschuldige sich nie vor einem Orchester. Wie schade! Aus der Sorge heraus, dass man Autorität verliert, vermeidet man respektvolles Arbeiten – das ist heute zum Glück nicht mehr so.

Worauf arbeiten denn die jungen Studierenden hin, wenn sie ihre Ausbildung beginnen? Möchten die genau das, ein Genie oder ein Star werden? Weder noch! Diejenigen, die es ernst meinen und sich dann auch durchsetzen, möchten vor allem ihre Leidenschaft für Musik teilen und vermitteln. Ich nehme wahr, dass die Studierenden die Komplexität dieses Berufs sehr wohl realisieren. Dementsprechend vielfältig sind auch deren Zielsetzungen. Neben dem Streben nach der klassischen Kapellmeisterkarriere am Opernhaus gibt es eben auch immer mehr alternative Konzepte: Da möchten manche das Orchester mit dem Chordirigat kombinieren oder interessieren sich für verschiedene Genres oder auch unterschiedliche Formen von Klangkörper. Sie wissen, wie schwer es ist als Dirigent*in Fuß zu fassen, und stellen sich dementsprechend bewusst breit auf. Und auch die Neugierde jenseits des klassischen Kernrepertoires hat zugenommen, auch anderen Genres gegenüber. Da werden nach und nach Grenzen überwunden und Vorbehalte abgelegt.

Also ändert sich was in der nachkommenden Generation? Definitiv ja. Es herrscht eine andere inhaltliche Offenheit als zur Zeit meiner Studienjahre. Aber auch die feministische Perspektive ist viel ausgeprägter als damals – und zwar bei allen Studierenden. Die Rückmeldungen bei den Evaluationen belegen das sehr deutlich: Da wird beispielsweise sofort bemängelt, wenn nicht konsequent gegendert wird. Ich glaube, die nächsten Generationen wachsen mit einem viel sensibleren Gespür für diskriminierende Strukturen auf – und das ist fantastisch! Mir ist beispielsweise aufgefallen, dass junge Frauen sich viel schneller zur Wehr setzen, wenn sie benachteiligt oder mit sexistischen Sprüchen konfrontiert werden. Da bin ich jedes Mal sehr entzückt drüber. Früher haben Frauen Kommentare unter der Gürtellinie viel eher hingenommen, junge Frauen heute sind da oftmals viel klarer.

Was müssen Dirigent*innen mitbringen, was müssen sie können, um es dorthin zu schaffen, sagen wir, wo Sie gerade sind? Abgesehen von einem soliden Handwerk bedarf es vor allem viel Energie, ausgeprägter Leidenschaft für die Musik und eines wertschätzenden Umgangs mit dem anvertrauten Klangkörper. Sie brauchen ein gutes, solides Selbstbewusstsein, das aber nicht in Überheblichkeit mündet, sondern ein Bewusstsein beinhaltet für: Das kann ich und das vielleicht auch nicht. Ein Ensemble oder Orchester hat immer Spaß mit Dirigent*innen zu arbeiten, die entspannt bleiben. Bei denen sehr klar wird: Der- oder diejenige muss sich und uns nichts beweisen, die Person steht da ganz souverän und nimmt uns ernst. Es ist ein totales Spannungsgefüge, wenn man zum ersten Mal vorne steht und beispielsweise Beethovens Fünfte dirigieren darf, die Musiker*innen das aber schon über 100 Mal gespielt haben. Man kann als junge*r Dirigent*in nicht so tun, als würde man das Rad neu erfinden. Stattdessen gilt es zu signalisieren: Sie haben die Fülle der Erfahrung, wie wunderbar! Und man selbst hat vielleicht eine paar neue Ideen – vielleicht kann man das zusammenbringen.

Also auch hier: Wille und Fähigkeit zur Kooperation? Ja, unbedingt! Die autoritäre Haltung und Vision vom Universalgenie da vorne, das will keiner mehr. Je besser das Orchester ist, desto mehr wollen die Ein-

zernen darin auch als herausragende Musiker*innen wahrgenommen werden. Und als die- oder derjenige vor dem Orchester gilt es diesen Balanceakt zwischen Kooperation und Führung zu bewerkstelligen. Das ist ein Prozess, eine Suche nach der eigenen Rolle vor dem Orchester, der sich alle jungen Dirigent*innen stellen müssen.